



Beduinenkinder in al-Auja, unweit von Jericho. Das Camp der Beduinen ist vom Abriss bedroht.

nun Mohammed als Guide ablöst. Er wirkt ernst auf den ersten Blick, doch seine Augen sind warm, das Lächeln gewinnend. Seine Frau hat für uns gekocht, und so sitzen wir auf dem Teppichboden und essen Huhn, Reis, Gemüse, Hummus, Auberginenmuss und Fladenbrot.

Als 2002 Bomben auf Jenin fielen, habe man die Detonationen bis nach Faraa gehört, erzählt Nedal. «Baba», hätten damals seine Kinder gefragt, «wenn sie in Jenin fertig sind, kommen sie dann zu uns?» Und er fügt an: «Ich habe zwei Söhne und sechs Töchter, und sie haben tausend Fragen, die ich nicht beantworten kann.» Vor knapp fünfzig Jahren wurde Nedal hier im Flüchtlingslager geboren. Früher habe seine Familie während Generationen im Dorf al-Sawalima bei Jaffa gelebt, im heutigen Israel, erzählt er. Nach Schätzung der Vereinten Nationen flüchteten im Palästinakrieg zwischen 1947 und 1949 rund 750 000 Menschen, oder sie wurden vertrieben. Zu ihnen gehörten Nedals Eltern. Sie lebten mehrere Jahre im Zeltlager, welches das Rote Kreuz für die Flüchtlinge bereitgestellt hatte. Die Zelte wurden nach einem zerstörerischen Sturm 1952 durch einfache Betonhäuser ersetzt: zwei Zimmer zu je 3 mal 3 Meter für eine mehr als fünfköpfige Familie, ohne Bad, ohne Küche. Wer konnte, begann, sein Haus nach und nach zu erweitern – auch Nedals Familie.

Ein besseres Leben

Oft wandern wir schweigend. Und oft halten wir an, weil uns Nedal etwas zeigen will: einen Christusbäumchen etwa, dessen Geäst Jesu Haupt gekrönt haben soll, eine Schildkröte oder die Blüten des Gelben Safran. Manchmal zeigt er auf westlich aussehende Häuser mit roten Dächern, die zuoberst auf einem Hügel sitzen: eine israelische Siedlung.

Und wenn ich ihn danach frage, erzählt er aus seinem Leben. Davon, dass er habe Arzt werden wollen, zum Beispiel. Doch dann sei überraschend sein Bruder gestorben, und er habe die Hochschule abbrechen müssen, um die Familie durchzubringen. Er arbeitete in einer Giesserei in Israel. Dann kam die zweite Intifada, und Nedal heiratete: «Somit löste sich mein Traum zu studieren in nichts auf; ich hatte ihn bis dahin nie

«Ich habe zwei Söhne und sechs Töchter, und sie haben tausend Fragen, die ich nicht beantworten kann.»

Nedal
Touristenguide im Westjordanland

ganz begraben.» Mithilfe von Internet-Chatrooms und Online-Workshops hat er sein Englisch bis zur Perfektion verbessert. Er sagt dazu: «Ich hatte Glück, es gab immer Leute, die mir weiterhalfen und an mich glaubten.»

«Meine Kinder sollen ein besseres Leben haben als ich», sagt Nedal. Und das gelte für alle, egal ob Söhne oder Töchter. Die zehnjährige Rawda möchte Ärztin werden. Die drei älteren Töchter haben an der Universität Nablus englische Literatur, Radiologie und Jus studiert, der Sohn Krankenpflege. Den Kindern eine gute Ausbildung zu finanzieren, sei hart, sagt Nedal. Ohne Kredite und ohne Unterstützung von ausländischen Freunden wäre ihm dies nur schwer möglich. Wenn er nicht als Tourguide unterwegs ist, arbeitet er in der Landwirtschaft: «Besser wenig verdienen als nichts.»

Und das Haus bei Jaffa? «Das gibt es nicht mehr – an seiner Stelle steht jetzt ein Industriekomplex», sagt Nedal. Die Schlüssel und die Besitzurkunden habe das Familienoberhaupt, der Bruder seines Vaters, trotzdem bis heute aufgehoben. Nedal selbst hat nie in Jaffa gelebt. Doch er verspürt eine grosse Sehnsucht nach dem Land seiner Familie. Mehr noch: «Ich sehe es als mein Recht an,

dorthin zurückzukehren. Und damit meine ich nicht unbedingt auf das gleiche Grundstück.»

Als wir über Nablus weiter Richtung Süden wandern, ruft Mohammed an. Ali ist immer noch nicht geboren. Der Arzt rechnet mit weiteren zwei Wochen. Wir erreichen am späten Nachmittag das Dorf Duma. Hier logieren wir bei Abed und Ibtehal, die mit ihren fünf Kindern in einem einfachen, aber schönen Haus wohnen. «Am Anfang waren wir skeptisch, Fremde bei uns zu haben», erklärt mir Ibtehal, als wir draussen am Feuer sitzen. «Wir dachten, es könne den Kindern schaden.» Zum Beispiel, wenn sie die Westler halb nackt vom Bad ins Zimmer huschen sähen. «Doch das Gegenteil ist der Fall», fährt Ibtehal fort. «Der Kontakt mit anderen Kulturen ist für sie belebend und inspirierend.» Die Mitteldreissigerin ist Englischlehrerin, hat aber seit längerer Zeit keine Anstellung. Abed arbeitet in Israel auf dem Bau. Um rechtzeitig dort zu sein, müsse er jeden Morgen um drei Uhr von zu Hause aufbrechen, sagt er und gähnt. Die Warteschlangen am Checkpoint seien lang.

Wie lange noch?

Am nächsten Tag steht das Wadi al-Auja auf dem Programm, eine tief in rötliche Felsen eingeschnittene Schlucht. In den unzugänglichen Höhlen hielten sich während der zweiten Intifada palästinensische Aktivisten versteckt. Wir picknicken im Canyon und erreichen nach einem langen, steilen Abstieg Meereshöhe. Das Bachbett des Auja-Flusses ist trocken. «Im April noch sprudelte hier üppig Wasser», sagt Nedal und zeigt mir eine Videoaufnahme auf seinem Smartphone. Er weist auf die umzäunte Pumpstation: Das Wasser werde hierhergeleitet und speise das israelische Wasserversorgungssystem. Die Beduinen, die seit über dreissig Jahren am Ausgang der Schlucht leben, müssen sich nun ihr Wasser kaufen – oder sie zapfen es nachts heimlich von einer Pipeline ab. Würden sie dabei erwischt, konfiszierten die Israeli ihren Traktor, erzählt Nedal. Den müssten sie dann für umgerechnet knapp 2000 Franken zurückkaufen.

Neun Beduinenfamilien wohnen hier in einfachen Betonhäusern, in Zelten oder zwischen Blachen. Überall stehen

Sonnenkollektoren. Das Camp ist als illegal deklariert worden und soll abgerissen werden. Die Familien kämpfen vor Gericht dafür, auf dem kargen Land wohnen zu bleiben, weiss Nedal. Zwischen den Behausungen wachsen Tomaten, Paprika und Gurken, tummeln sich Schafe, Ziegen und Hühner. Hähne krähen, ein Esel schreit in die anbrechende Dunkelheit hinaus. Kinder rennen besonders auf. Es hat Augen wie Kirichen und einen ganz besonderen Namen: Jeeba – weil es in einem Jeep zur Welt gekommen ist. Die Beduinenkinder wollen sich fotografieren lassen, sie sind neugierig auf die Wanderer, für die hier ein grosses Gästezelt mit richtigen Betten bereitsteht. Das touristische Angebot ist für die Beduinen eine willkommene Einnahmequelle. Vielleicht, so die Hoffnung, könnte es ihnen gar helfen, den Abriss des Camps hinauszuzögern.

Lange winken und rufen uns die Kinder nach, als wir uns anderntags auf den Weg nach Jericho machen – und zum tiefsten Punkt der Erde: Das Tote Meer liegt 428 Meter unter dem Meeresspiegel. Ich wate durch den graubraunen Schlamm ins stark salzhaltige Wasser und lasse mich auf den Rücken sinken. Der Auftrieb ist gewaltig. Wer hier baden

will, sollte allerdings keine Zeit verlieren. Das Tote Meer droht auszutrocknen, der Jordan führt ihm immer weniger Wasser zu. Gegenüber ist das jordanische Ufer deutlich zu sehen. Dank Nedal wissen wir: Wer über die markierte Zone hinausschwimmt, wird vorerst gewarnt, dann wird auf ihn geschossen.

Heldengesänge am Feuer

Tags darauf wandern wir durch die weite Judäische Wüste, bis sich plötzlich wie eine Fata Morgana die Konturen des Klosters Mar Saba aus der staubigen Landschaft schälen. Das griechisch-orthodoxe Kloster geht auf das 5. Jahrhundert zurück. Derzeit bewohnen es noch eine Handvoll Mönche, im 7. Jahrhundert sollen es um die 4000 gewesen sein. Frauen dürfen das Kloster nicht betreten – also muss auch ich draussen bleiben. Am Rand der Wüste verbringen wir die Nacht in einem von Beduinen betriebenen Gasthaus auf dem Tal al-Kamar, dem «Mondhügel». Der hell leuchtende Vollmond taucht die Hügelzüge in ein milchiges Licht. Nedals Freund Khalaf ist gekommen, er sitzt am Feuer und erzählt in einem monotonen Gesang von den Abenteuern des legendären Helden Abu Zayd al-Hilali. Dabei begleitet er sich selbst auf der Rababa, einem traditionellen Saiteninstrument. Am Morgen sehen wir den 72-Jährigen im Dorf wieder. Er winkt uns zu seinem Haus, und seine Frau serviert süssen Minztee.

Einen Tag vor Trumps Ankündigung, Jerusalem als Hauptstadt Israels zu anerkennen, fahren wir im Bus über den Checkpoint zwischen Bethlehem und Jerusalem. Von Nedal haben wir uns vor der Geburtskirche in Bethlehem verabschiedet. Er darf nicht nach Israel einreisen. Ibrahim, der uns auf dieser letzten Etappe begleitet, gehört zu den 50 von 1000 palästinensischen Guides, die israelisches Staatsgebiet betreten dürfen. Den palästinensisch-israelischen Konflikt kommentiert der pensionierte Lehrer schulterzuckend mit den Worten: «Wenn sie sich hinter Mauern sicher fühlen, sollen sie Mauern bauen bis in den siebten Himmel. Aber nicht auf unserem Land.»

19. Dezember: Ali ist per Kaiserschnitt im Spital von Jenin zur Welt gebracht worden. Welche Geschichte wohl er einst erzählen wird?

Heute wissen die Kinder beidseits der Mauer nur noch eines: «Auf der anderen Seite sitzt der Feind.»